

FOKUS: MITEINANDER FÜR EINE BESSERE ZUKUNFT

MITEINANDER FÜR EINE BESSERE ZUKUNFT

In Israel macht die arabische Minderheit 20 Prozent der Bevölkerung aus. Aber seit dem Überfall der Hamas am 7. Oktober haben sich die Fronten auch in Israel verhärtet. Araber stehen unter Generalverdacht. Dennoch: Mitten in Israel liegt ein Dorf, in dem Juden und Palästinenser zusammenleben und ihre Kinder auf eine gemischte Schule schicken, um Frieden zu lernen.

Kathrin Benz



Wahat al-Salam oder Neve Shalom heißt auf Arabisch bzw. Hebräisch Oase des Friedens. Das gleichnamige Dorf ist eine einzigartige Realität in Israel, denn dort leben jüdische, christliche und muslimische Familien nicht getrennt nebeneinander, sondern miteinander. Auch jetzt, wo der Gazastreifen blutet. Das Friedensdorf liegt gut 20 Kilometer westlich von Jerusalem und wurde 1972 von dem ägyptischen Juden und späteren Dominikanerpater Bruno Hussar (1911–1996) gegründet. Heute wohnen dort gut 100 Familien und verwalten sich demokratisch selbst.

Alles dreht sich dabei um die Schule, denn die Erziehung zum friedlichen Zusammenleben über die Religionsgrenzen hinaus fängt bei der Freundschaft in den Klassenzimmern an. Und um sich zu verstehen, muss man die Sprache und Kultur des anderen kennen. Es gibt einen Kindergarten, eine Primar- und eine Mittelschule, in denen die Kinder mit Hebräisch, Arabisch und Englisch aufwachsen. Die Lehrpersonen sind palästinensische und jüdische Israeli. Von den 300 Schulkindern stammen auch viele aus der näheren Umgebung. Für ältere Kinder und Erwachsene werden in einer School for Peace Fortbildungen angeboten. Und es gibt einen Raum der Stille, in dem Seminare zum Judentum, Christentum und Islam stattfinden.

Mit dem Dorf des Friedens wollen die Menschen in Wahat al-Salam/Neve Shalom zeigen, dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist. Aber seit dem brutalen Angriff der islamistischen Hamas auf ein Musikfestival in Israel am vergangenen 7. Oktober ist in Israel die Toleranz für Kriegsgegner und Versöhnungsrufe gesunken.

Die Lehre der Federica Spitzer

Davon berichteten zwei Gäste aus Neve Shalom/Wahat al-Salam, die jüngst von der Tessiner Stiftung Federica Spitzer nach Lugano eingeladen wurden, um von ihren Hoffnungen und Erfahrungen zu erzählen. Moreno Bernasconi ist Präsident der Stiftung, die sich auf die Holocaust-Überlebende Federica Spitzer (1911–2002) beruft. Spitzer, die in Lugano lebte, habe stets darauf bestanden, dass jeder Einzelne etwas tun könne, um die Welt besser zu machen, betonte er vor dem vollen Saal. Sie hatte trotz der Barbarei, die sie erleiden musste, nie die Hoffnung verloren und sich nie zu Hass verleiten lassen. Die Affinitäten zu dem Friedensdorf in Israel liegen auf der Hand.

Aber wie ist es möglich, in einer von Schmerz und Gewalt zerrissenen Welt den Glauben an Frieden nicht zu verlieren? Nir Sharon ist Jude und Schulleiter im Friedensdorf. Die Hamas-Attacke und den Krieg in Gaza nennt er «das

Schrecklichste, das ich je erlebt habe». Zwar sei er seit 20 Jahren an Anfeindungen gewöhnt, denn in Israel seien die Lebenswelten von Juden und Arabern streng getrennt, man kenne den anderen kaum, und Annäherungen seien sehr ungewöhnlich. Vielleicht treffe man sich an der Uni, oder im Militär: «Aber am Checkpoint ist der Araber ein Feind.»

Zweisprachigkeit ist ein Novum

An seiner Schule hingegen würden viele Freundschaften entstehen. Und vor allem eines würden die Kinder lernen: «Man muss den anderen nicht mögen, aber man kann ihn respektieren.» Die Bewohner des Dorfes wollen eine neue Generation von Menschen heranbilden, die erfahren, dass ein konfliktfreies Zusammenleben möglich ist. «Manchmal ist es schwer, denn beide Seiten haben verschiedene Narrative, und die Herausforderung ist, die beiden Sichtweisen unter einen Hut zu bringen.» Die Zweisprachigkeit sei für Israel ein Novum und für gewöhnlich nicht akzeptiert, aber nur so könne man sich wirklich verstehen und lernen, aufeinander einzugehen.

Neben ihm am Rednerpult sitzt die energische Palästinenserin Samah Salai-me. Sie ist Journalistin und Frauenrechtlerin und wohnt mit ihrer Familie im Friedensdorf. Sie berichtet davon, wie sich seit dem Krieg in Gaza die Fronten innerhalb Israels verhärtet hätten: «Seit



Der Spielplatz in Neve Shalom, wo Friedensarbeit bei der Kindererziehung beginnt.

Foto: Wikimedia



Foto: Wikimedia

Im Haus des Friedens finden verbindende Anlässe statt.



Foto: ZVG

sieben Monaten darf man keinen Frieden mehr fordern. Es wurden Ärzte verhaftet, Friedensaktivisten, Musiker, Lehrer. Wer von Menschenrechten spricht, wird gefeuert oder gar physisch angegriffen. Mein eigener Sohn wird an der Uni ständig von jüdischen Kommilitonen provoziert.» Aber dennoch gebe es in Israel noch immer Tausende, die sich nach Demokratie und Frieden sehnen.

Einfach füreinander da sein

Wenige Tage nach dem 7. Oktober fand im Friedendorf eine Einwohnerversammlung statt. Da hätten viele geweint,

erzählt Salaime. Bei der Hamas-Attacke seien sowohl Juden als auch Palästinenser getötet oder als Geiseln genommen worden, alle im Dorf seien erschüttert gewesen. «Da habe ich gemerkt: Es braucht uns jetzt erst recht. Wir müssen einfach da sein, einfach bei den Menschen sein.»

Auch Sharon hat diese Erfahrung gemacht: «Sowohl Israeli als auch Palästinenser haben ja in ihrer Geschichte bereits viele Traumata angesammelt. Nach der Attacke stand ich unter Schock und hatte grosse Angst. Da bekam ich eine SMS von einem palästinensischen

Freund, der ganz einfach schrieb: Wie geht es dir? Er hat mich nicht gefragt, auf welcher Seite ich stehe, sondern er war einfach bei mir als Freund.»

Obwohl die Ressentiments in Israel stärker geworden sind, obwohl Friedensaktivistinnen und -aktivisten kaum mehr in den öffentlichen Medien auftreten können, obwohl die Hoffnung auf ein Zusammenleben gelitten hat, geben die Dorfbewohner nicht auf. Zudem haben Salaime und ihre Freunde ein neues, unabhängiges Online-Medienprojekt auf Arabisch, Hebräisch und Englisch lanciert (+972 Magazine: www.972mag.com), damit die Menschen Zugang zu anderen Erzählweisen haben und den Glauben an eine menschliche Zukunft nicht verlieren. «Wenn wir uns zusammentun, wird es allmählich ein Umdenken geben», ist sie überzeugt.

«Um zu hoffen, mein Kind, muss man eine grosse Gnade erhalten haben», schrieb Charles Péguy (1873–1914). Der französische Schriftsteller hatte im Justizskandal der Dreyfuss-Affaire von 1898 Partei für den jüdischen Hauptmann ergriffen. Beim Zuhören der beiden Zeugen aus Israel lässt sich erkennen, dass eine dieser grossen Gnaden die Freundschaft ist. Die einfache, zärtliche Frage: «Wie geht es dir?» ■



Die Direktorin für auswärtige Beziehungen der Stadt Neve Shalom beim Fernsehinterview.

Foto: ZVG



Die Moschee und die Synagoge der Stadt stehen Seite an Seite.

Foto: Wikimedia